



Anette Göttlicher

Mensch Paul!

Roman

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juli 2011

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011

Umschlagkonzept: HildenDesign, München

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Artwork HildenDesign, München,

unter Verwendung eines Motivs von

Annie Collinge/Getty Images

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Sabon, Helvetica und Trade Gothic Light

Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH

Druck und Bindearbeiten: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-26684-8

Ullstein

Manchmal lach ich drüber
doch dann merk ich wieder
wie's mich trifft.
Komik ist Tragik in Spiegelschrift.

(aus A-N-N-A von Freundeskreis)

MONTAG, 21. JUNI 2010.

DER ERSTE SOMMERTAG.

»Mami, Mami!«

»Ja, Franziska?«

»Der Popo von dem Mann da, der is aba goooß!«

Der Angesprochene dreht sich nicht einmal um, was nicht daran liegt, dass meine Tochter zu leise geredet hat. Ich danke innerlich dem Erfinder des iPods und überlege, wie ich Franziska jetzt erklären soll, dass man so etwas nicht sagt, und schon gar nicht laut und begeistert ruft, morgens um Viertel vor acht in der vollbesetzten Straßenbahn. Aber wie soll sie das verstehen? Sie ist noch nicht mal zwei. Ich verzichte also auf fruchtlose Erziehungsversuche und grinse nur entschuldigend.

»Mei, wo's recht hat ...« meint eine Dame mittleren Alters, bei deren Anblick ich insgeheim froh bin, dass Franziska das Wort für Busen noch nicht kennt, und dann sind wir zum Glück am Ziel und können aussteigen.

Während ich den Buggy vor mir herschiebe, in dem meine Tochter sitzt und fröhlich mit »Haaaallo, Tataaaaanie!« jeden einzelnen Baum am Wegrand begrüßt, muss ich lächeln. Das Wetter ist schlecht, es regnet und ich trage einen Winterpulli unter meiner Regenjacke, und das, obwohl heute doch offiziell der Sommer beginnt. Aber sonst stimmt gerade alles in meinem Leben. Nun ja, nicht alles, aber vieles, und das ist schon eine ganze

Menge. Ich habe ein süßes, blauäugiges, blondgelocktes Kind, ich habe einen tollen Freund, der ein geduldiger und engagierter Vater ist. Ich habe ein paar gute alte Freunde und eine Handvoll Menschen, die ich neu kennengelernt habe und die vielleicht zu Freunden werden könnten. Ich darf immer noch in der schönen Altbauwohnung in der Ysenburgstraße wohnen, und ich habe einen Krippenplatz für mein Kind. Der kostet zwar halb so viel wie die Miete für die Wohnung, aber schließlich habe ich ja auch einen Job, mit dem ich das Geld für die Kinderbetreuung und meine Krankenversicherung in guten Monaten wieder reinarbeite. In diesem Punkt gibt es Verbesserungsbedarf, aber was ist schon Geld? Es reicht zum Leben, und seit Franziska da ist, ist mein Interesse an neuen Klamotten und Schuhen schlagartig auf knapp über Null gesunken. Zumindest das an neuen Klamotten und Schuhen für mich. Was meine Tochter angeht, sieht das anders aus. Aber solange ich mir meine überteuerten Espresso-Kapseln und täglich mindestens einen Coffee to go leisten kann und nicht überlegen muss, ob ich heute noch einen trinken darf oder nicht, bin ich zufrieden mit der finanziellen Lage.

»Mamiiiiii! Raus!!« Franziska versucht, sich abzuschnallen und kippt dabei beinahe mit ihrem Buggy um. Ich befreie sie, und sie hüpfte aus dem Wagen, läuft durch den Vorraum der Krippe und klettert auf die kleine Bank an der Wand, damit ich ihr die Turnschuhe ausziehen kann. Das ist einer dieser Momente, in denen ich wieder mal ins Staunen gerate. Schon fast zwei Jahre ist es her, dass ich Franziska zum ersten Mal sah, und seit-

her waren wir nicht länger als ein paar Stunden voneinander getrennt. Seit zwei Jahren dreht sich mein Leben fast ausschließlich um diese kleine Person. Alles hat sich verändert, seit sie da ist, ich selbst bin eine andere geworden. Und trotzdem wundere ich mich manchmal, wenn ich mich selbst so sehe, wie ich ihr gerade die Hausschuhe über die kleinen Füße ziehe: Ich, Marie, eine Mami! Eine, die am Kinderpopo schnuppert, um herauszufinden, ob ein Windelwechsel nötig ist, die pusht und »Heile, heile, Segen« singt, wenn Franziska sich an der Tischkante gestoßen hat. Die ihr geduldig erklärt, warum es keine Schokokekse zum Abendessen geben wird, die keine Handtasche mehr benutzt, sondern nur noch die geräumige Wickeltasche. Marie, die den Bio-Apfel schält, in Scheiben schneidet und in eine orangefarbene Tupperdose packt, Marie Sandmann, die diese bunten Plastik-Clips zum sauberen Wiederverschließen von angebrochenen Kekstüten verwendet und der nur selten die Feuchttücher ausgehen.

Es ist acht Uhr morgens, und ein ganz normaler Montag liegt vor mir. Wenn ich mich von Franziska verabschiedet und ihr versprochen habe, sie nach dem Mittagschlaf ganz bestimmt wieder abzuholen, werde ich zu Fuß in mein kleines Büro gehen, das ich ein paar Straßen weiter gemietet habe. Eigentlich ist es kein eigenes Büro, sondern nur ein Tisch und ein Stuhl im Büro einer Architektengemeinschaft. Aber es fühlt sich gut an, eine Geschäftsadresse zu haben, und ich komme nicht auf die Idee, erst mal die Fenster zu putzen oder die Dielen zu wischen, wenn ich keine Lust aufs Arbeiten habe. Ich

werde also ein paar Stunden was tun, und wenn die Architekten beim Inder an der Ecke zum Mittagessen gehen, werde ich mein MacBook zuklappen, es einpacken und Franziska aus der Krippe holen. Beim türkischen Bäcker kaufe ich ihr eine Brezn, von der ich das Salz abpule, bevor ich sie ihr in die Hand drücke, für mich gibt's einen »Mamipaffee« und dann treffen wir uns mit anderen Kindern und ihren Müttern auf dem Spielplatz oder bei einer von uns zu Hause. Später noch einkaufen, dem Kind ein halbwegs gesundes Abendessen kochen, erfolglos versuchen, der Wäscheberge Herr zu werden, bis gegen sieben Jan nach Hause kommt und mit Franziska spielt, bis sie eine Stunde und drei Strophen »Der Mond ist aufgegangen« später ins Bett kommt.

Es ist nicht spektakulär, mein neues Leben. Keine Reisen nach Neuseeland und Australien mehr, keine spontanen Trips an den Gardasee, keine spannenden Jobveranstaltungen, keine Partynächte im Cord oder 59:1. Ich weiß nicht mal, ob diese Clubs überhaupt noch existieren. Aber ich habe wenig Zeit, all dem nachzutruern. Meine täglichen To-Do-Listen sind länger, als sie in den anstrengendsten Jobzeiten je waren, und was zu tun ansteht, nimmt eigentlich nie ein Ende. Wenn ich beruflich alles abgehakt habe, was wirklich dringend ist, wenn der Kühlschrank gefüllt ist und man rund um den Esstisch nicht mehr die Zusammensetzung der letzten Mahlzeit nachvollziehen kann, gibt es garantiert noch ein Paket Windeln, das zur Neige geht, oder einen Brief der Krankenkasse, der beantwortet werden muss. Irgendwas ist immer, und richtig fertig werde ich nie.

Aber ich will nicht jammern. Ich bin jeden Tag unausgeschlafen, immer in Eile, die Wohnung ist meistens ein Chaos, ich bin von der Keine-Absätze-unter-10-cm-Frau zur Ballerina- und Turnschuhträgerin mutiert, und überall an den Ausschnitten meiner T-Shirts und meinen Halstüchern sind kleine Spangen festgeklemmt, mit denen ich Franziskas blonde Locken zu zähmen versuche. Mein Sexleben lag ungefähr ein Jahr lang fast völlig brach und ist jetzt zwar wieder existent, allerdings um einiges leiser geworden als früher, weil Franziskas Schlaf nicht immer zuverlässig tief ist. Aber ich bin erstaunlich glücklich. Imperfekt, aber glücklich.

MITTWOCH, 23. JUNI 2010.

WEGEN UMZUGS.

»Hoffentlich macht der Taxisgarten heute auch wirklich auf«, überlegt Jan laut, während er vor dem Flurspiegel seine Krawatte bindet. »Das Wetter ist ja von der Temperatur her noch nicht gerade hochsommerlich ...«

»Wieso Taxisgarten?«, frage ich irritiert, »Nein, Franziska, nicht die Winterstiefel, heute kannst du die Sandalen anziehen.« Morgens ist es manchmal etwas hektisch bei uns. Franziska hat von mir die Tendenz zum Nachtmenschen geerbt und denkt gar nicht daran, abends um halb acht brav ins Bett zu gehen. Und schon gar nicht, wenn bei uns, wie momentan, jeden Abend der Fernseher läuft, weil Fußball-WM ist und täglich interessante Spiele kommen. Die Folge ist, dass ich sie morgens um halb acht wecken muss, um sie in die Krippe zu bringen. Um den Tag nicht mit schlechter Laune zu beginnen, lasse ich sie so lange wie möglich schlafen, was bedeutet, dass sie nach dem Aufstehen innerhalb von zehn Minuten fertig sein muss.

»Ich geh doch heute Abend mit Markus, Bernd und Thomas zum Public Viewing«, sagt Jan und nimmt seine Laptoptasche. »Heute spielt Deutschland und es geht um den Einzug ins Achtelfinale! Wir müssen gegen Ghana gewinnen, außer die Australier ...«

»Ich weiß«, unterbreche ich ihn und merke, dass

meine Stimme leicht schnippisch klingt, »aber ich dachte, wir schauen es zusammen daheim an?«

»Äh«, sagt Jan und schaut auf die Uhr.

Ich überlege kurz, ob ich ihm nun eine Szene machen soll. Einer von uns muss zu Hause bei Franziska bleiben, denn Babysitter sind an Tagen, an denen Deutschland spielt, kaum aufzutreiben. Es geht mir auch nicht darum, dass ich Jan das Public Viewing mit seinen Freunden nicht gönnen würde oder unbedingt selbst im Biergarten Fußball sehen möchte. Ehrlich gesagt wüsste ich gar nicht, mit wem. Klar, ich könnte theoretisch Beate oder Marlene fragen, wo sie sich das Spiel ansehen. Wo bei ich gar nicht weiß, ob Marlene überhaupt im Lande ist. Ich habe schon länger nichts mehr von ihr gehört. Und Beate ..., aber um die geht es jetzt nicht. Fakt ist, dass ich gerne von Jan gefragt werden möchte, ob es mir etwas ausmacht, bei Franziska zu bleiben, statt vor vollendete Tatsachen gestellt zu werden.

»Ich bin nicht ganz selbstverständlich immer die Babysitterin, während du dein altes Leben weiterführst«, will ich zu Jan sagen, aber ich lasse es bleiben. Ich werde ihm das ein andermal in Ruhe erklären, ohne einen Streit zu provozieren.

»Gut, dann frage ich mal Kathrin, was die macht!«, sage ich stattdessen, gebe Jan einen Kuss und sage zu Franziska: »Hopp hopp, gehen wir, der Papa muss jetzt auch zur Arbeit!«

Ich öffne die Wohnungstür, und gleißendes Morgenlicht fällt vom Treppenhaus in unsere Diele. Franziska tappt hinaus und rennt die paar Schritte bis zum Beginn der

Treppe, wo sie stehen bleibt. Wie jeden Morgen. Ich muss nun drei Stufen nach unten gehen, mich dann umdrehen und die Arme ausbreiten, damit sie hineinspringen und ich sie hinuntertragen kann. Dieses Ritual ist jeden Tag gleich, und wehe, es wird davon abgewichen!

»Komm, Franziska! Eins, zwei, drei!«, rufe ich, strecke ihr meine Arme entgegen und warte auf die warmen zehn Kilo, die sich gleich hineinwerfen werden.

»Nein«, sagt Franziska, bleibt stehen und schüttelt den Kopf, dass die Locken fliegen.

»Wie, nein? Komm!«

»Nein!«

»Jetzt komm, Franziska, wir haben nicht ewig Zeit!«

»Ich geh dann mal«, sagt Jan, gibt seiner Tochter einen Kuss und flitzt die hölzernen Treppenstufen nach unten.

»Tschüss, Papa! Bye-bye! Schön' Urlaub!«, ruft Franziska.

»Der Papa geht arbeiten.«

»Schön' Urlaub, Papa!«

»So, jetzt komm, Franziska, hopp!«

»Nein. Leine laufen.« Sie hält sich am eisernen Trep-pengeländer fest und beginnt, Stufe für Stufe und konzentriert schnaufend, mit dem Abstieg. Ich überschlage, dass wir auf diese Weise ungefähr eine Viertelstunde zu spät zur Krippe kommen werden und muss eine Entscheidung treffen. Entweder ich respektiere den seit ein paar Monaten unweigerlich immer mehr erwachenden Willen meines Kleinkinds und lasse es selber die Treppe hinuntersteigen, wodurch es dann aber den Morgenkreis

versäumt, was zwar keine traumatischen Folgen hat, aber dazu führt, dass ich am Nachmittag mit ihr mindestens acht Mal »Drei kleine Fische, die schwimmen im Meer, blubb blubb blubb blubb« singen muss. Oder ich kürze die Sache ab und trage Franziska gegen ihren Willen die Treppen hinunter, was mir wütendes Gebrüll und ein paar Tritte in den Magen einbringen wird. Gerade, als ich mich für Version eins entschieden habe, hat Franziska genug vom leine Laufen, bleibt auf der siebten Stufe stehen, sagt »eins, zwei, drei!« und wirft sich ohne Vorwarnung in meine Arme. Ich kann sie im letzten Moment auffangen und frage mich zum wiederholten Male, wie es eigentlich möglich ist, dass sie so lange überlebt hat.

In der Kinderkrippe treffe ich Kathrin und ihren Sohn Lukas.

»Wo schaust du denn heute Abend Fußball? Hast du Lust, mit Franziska vorbeizukommen? Es kommt noch eine Freundin von mir. Lukas kann in meinem Bett schlafen, dann legen wir Franziska in seines.«

Manchmal lösen sich Probleme in Wohlgefallen auf, bevor sie wirklich welche sind.

Am Abend packe ich ein paar Wiener Würstel und meine Tochter, die ein Deutschland-Trikot in Größe 80 trägt, ins Auto und fahre zu Kathrin und Lukas. Kathrin ist alleinerziehend, seit ihr Ex-Mann sie verlassen hat. Als Lukas ein halbes Jahr alt war, fiel ihm auf, dass das Leben mit einem Baby ziemlich anstrengend ist und man nicht mehr so spontan und ungebunden sein kann

wie vorher. Ich kenne Kathrin erst, seit unsere Kinder zusammen die Krippe besuchen, also seit einem guten halben Jahr, und wir haben es noch nicht oft geschafft, uns ohne Kinder zu treffen und in Ruhe zu unterhalten. Freundschaften mit kleinen Kindern sind anders. Auf dem Spielplatz oder im Tierpark kann man einfach keine längeren, zusammenhängenden Gespräche führen und muss damit leben, dass die andere schon mal aufspringt und zur Rutsche eilt, die sich das Kind kopfüber hinunterstürzen will, während man gerade mit belegter Stimme von seiner schweren Jugend berichtet. Ich weiß, dass Kathrin davon ausgeht, dass ich das habe, was sie sich wünscht: eine harmonische, gute Beziehung zu einem Mann, der zu seinem Vatersein steht und das Konzept Familie mitträgt. Und so ist es ja auch. Was Kathrin nicht weiß: Wie es noch vor drei Jahren in meinem Leben aussah. Wie chaotisch alles war, was für ein Hin und Her und wie sehr meine Beziehung zu Jan auf der Kippe stand, als ich damals noch mal mit Paul ...

Paul. Ich übersehe beinahe eine rote Ampel und kann gerade noch bremsen. Paul. Während dieser Name in meinem Kopf hallt, stelle ich fest, dass ich gerade zum ersten Mal seit langer Zeit an Paul denke. Natürlich hat er ab und zu mal meine Gedanken gestreift, wenn ich in der U-Bahn jemanden sah, der ihm ähnlich war oder wenn ich in einer Zeitschrift auf ein Foto von ihm stieß. Aber dieses An-Paul-Denken war immer nur wie die Ahnung eines Duftes in der Luft, der sich sofort wieder verflüchtigt und den man auch gleich wieder vergisst, wenn man sich nicht darum bemüht, den Eindruck fest-

zuhalten oder der potentiellen Lawine an Erinnerungen und Gefühlen die Chance gibt, loszurollen. Und so ein Kind ist ungeheuer hilfreich gegen unerwünschte Gedanken. Die Zeit für Tagträume geht gegen Null. Und ein Kleinkind nutzt jeden Moment der Unaufmerksamkeit gnadenlos aus, um irgendeinen Unsinn anzustellen.

Jetzt aber habe ich einen Moment Zeit, an Paul zu denken. Franziska ist in ihrem Autositz eingeschlafen, und ich stehe in einem kleinen, fußballvorfremdigen Feierabendstau auf der Dachauer Straße. Fast wünsche ich mir, meine Kleine wäre wach und würde etwas von mir fordern, wie sie es sonst in fast jeder wachen Minute tut. Kekes haben, Wasser trinken, Bruder Jakob singen oder so. Dann könnte ich nicht an Paul denken. Denn Paul passt so gar nicht in mein neues Leben. Und er passt auch nicht zu der neuen Person, die ich geworden bin, Paul und Feuchttücher, das harmoniert einfach nicht. Ich will mich nicht zu der abgedroschenen Behauptung versteigen, dass Franziska mich zu einem besseren Menschen gemacht hat. Außerdem glaube ich nicht wirklich daran, dass man wirklich besser werden kann, und wenn, dann dauert dieser Prozess sicher mindestens ein Leben lang. Aber mein Kind hat mich durchaus verändert. Ich denke nicht mehr automatisch zuerst an mich selbst, ich denke nun bei allem, was ich tue oder lasse, zuerst an Franziska.

»Du bist nicht weniger ichzentriert, du hast dein Ego nur um eine Person erweitert«, sagte Beate zu mir, als ich ihr dieses Phänomen vor ungefähr einem Jahr nicht

ohne Stolz mitteilte. Damals, als wir noch miteinander sprachen. »Aber das ist wahrscheinlich ganz normal und gehört einfach dazu, wenn man ein Muttertier ist«, fügte sie halbherzig und wenig überzeugend hinzu, als sie meine verärgerte Miene sah.

Wie dem auch sei, Paul ist direkt betroffen von dieser Veränderung. Niemals würde ich mein Familienleben für ihn aufs Spiel setzen. Denn ich habe mittlerweile ernsthafte Zweifel, ob die große Liebe – wenn es sie denn überhaupt gibt und Romantik doch mehr ist als nur eine Stilepöche –, ob diese große Liebe nicht ein bisschen anders aussieht, als ich in den letzten Jahren dachte. Was genau war das mit Paul? Sensationeller Sex, klar. Wenn ich Zeit für Tagträume hätte und nachts nicht erschöpft schlafen würde, würde mir der Gedanke an Sex mit Paul immer noch eine Gänsehaut bescheren. Und sonst? Leidenschaft, Sehnsucht, Begehren, Herzklopfen, Eifersucht. Nichts, was einem Alltag zwischen vollen Windeleimern und verstreuten Legosteinen auf Dauer standhalten würde. Natürlich hatten wir auch tolle Gespräche, Paul und ich, haben uns oft blind verstanden und viel zusammen gelacht. Aber wenn ich jetzt an ihn zurückdenke, an unsere besten Momente, zum Beispiel auf den Stufen der Bavaria nach dem Besuch im Wiesenzelt oder am einsamen Strand von Cape Reinga in Neuseeland, dann überwiegt die Erinnerung an das übermächtige Begehren, das ich für Paul fühlte. In seinen Armen zu sein, seinen Geruch einzuatmen, meinen Kopf an seine Brust zu legen – nichts konnte den Wunsch stillen, ihm nah zu sein. Selbst wenn wir miteinander

schliefen und ich Pauls Körper mit Armen und Beinen umschlang, war es noch da, das Begehren, das Sehnen danach, ihm nah zu sein, näher, am nächsten. Wie viel davon rührte von dem Umstand her, dass ich Paul nie wirklich haben konnte? Dass ich, selbst als wir für einen Sommer lang ein Paar waren, immer wusste, dass unser Glück ein Verfallsdatum hatte? War es mehr Nicht-haben-Können als echte Zuneigung? Habe ich Begehren mit Liebe verwechselt?

Und mein Leben mit Jan, ist das nun die echte Liebe? Eine Beziehung, die auf Vertrauen und Freundschaft basiert und selbst das schwierige erste Jahr mit einem Kind übersteht, ja, sich danach sogar gefestigt und gereift anfühlt? Und wenn dem so ist – warum zum Teufel kommt dann diese wahre Liebe so unscheinbar und meistens pastellfarben gekleidet daher, dass man sie im Alltag manchmal zwischen längst überfälligem Staubsaugerbeutelaustausch und »Wie, du hast keine Feuchttücher besorgt« fast übersieht? Während sich die andere Liebe, ich nenne sie mal die begehrende Liebe, in Farben kleidet, die für Colorwaschmittelwerbung perfekt geeignet wären, während sie funkelt, kribbelt und lauter Dinge mit einem macht, die einen das Essen vergessen und ansatzweise verstehen lassen, warum manche Menschen meinen, das Leben sei eine uneingeschränkt wundervolle Angelegenheit?

»Mami? Zum Lukas!«

Wir sind da. Franziska ist aufgewacht und hat das Haus erkannt, in dessen Nähe ich eingeparkt habe, wäh-

rend ich über die große Liebe nachgesonnen habe. Ich schüttle einmal kräftig den Kopf, um den Rest der Gedanken an Paul aus meinem Hirn zu verbannen, steige dann aus dem Wagen, befreie Franziska von ihren Gurten und stelle sie auf den Gehweg. »Wuatz mitnehmen!«, ruft sie, als ich gerade das Auto absperren will. Ach so, ja, die Wiener. Gut, dass wenigstens mein Kind mitdenkt. Ich hole die Würstel, drücke Franziska eine kleine Deutschlandfahne in die Hand, die ich auf dem Beifahrersitz finde und lasse sie vor mir das kurze Stück bis zur Haustür von Kathrin und Lukas laufen. Wir begegnen einer älteren Dame und einem jungen Pärchen, und alle drei lächeln verzückt, als sie mein fahnenschwenkendes Kleinkind sehen. Ich gebe zu, dass ich diese Momente liebe. Eben doch ein Muttertier.

»Lukas darf in meinem Bett schlafen und Franziska legen wir dann in seines, so um acht, dann haben wir noch ein bisschen Luft, bis das Spiel anfängt«, sagt Kathrin. So weit der Plan. Die Realität sieht so aus, dass Lukas um kurz nach acht in Kathrins Bett liegt und brav versucht, zu schlafen, während Franziska aufgekratzt durch Kathrins Wohnung tobt und ich sie alle zwanzig Sekunden ermahnen muss, leiser zu sein, denn Lukas darf nicht merken, dass sie, die Jüngere, noch aufbleiben darf.

Sarah, Kathrins kinder- und männerlose Freundin, die zum gemeinsamen Schauen des Vorrundenspiels gekommen ist, sitzt auf dem Sofa, hält ihr Bier fest und gibt sich alle Mühe, sich ihre Genervtheit nicht anmerken zu lassen. Ich kann sehr gut verstehen, wie sie sich jetzt

fühlt, schließlich war ich jahrelang die ohne Kind und Mann, während einige meiner Freundinnen schon zum zweiten Mal Nachwuchs bekamen. Und doch bemitleide ich in diesem Moment eher mich selbst als Sarah, denn dies ist eine der Gelegenheiten, in der man gar nicht so unglücklich ist, kein eigenes Kind zu haben.

Ich räume die Stapel mit den losen Panini-Sammelbildern und sämtliche anderen Dinge, denen ein Hinunterfallen vom Couchtisch nicht gut tun würde, auf Kathrins Wohnzimmerschrank und hoffe, dass Franziska sich irgendwann müde getobt hat und ins Bett bringen lässt. Dann erklingt auch schon die Nationalhymne von Deutschland. Eigentlich ein erhabener Moment, außer ein wildgewordenes Kleinkind springt vor dem Fernseher herum, versperrt die Sicht und grölt »Fußball, Fußball, Tor Tor, olé olé!«. Sarah grinst gezwungen, Kathrin schließt vorsichtshalber die Tür zum Schlafzimmer, damit Lukas nicht wach wird, und ich überlege, schnell heimzufahren und Franziska dort ins Bett zu stecken. Sie muss ziemlich müde sein, also würde sie sicher nach ein paar Minuten Gebrüll einschlafen, und ich könnte mir in Ruhe das Spiel ansehen. Doch bevor ich meinen Gedanken aussprechen kann, hat Kathrin Lukas' Registrierkasse unter dem Sofa hervorgezogen, mit der Franziska nie spielen darf, wenn die beiden zusammen sind. Jetzt können wir in Ruhe das Fußballspiel sehen. Wenn man mal vom lauten Klingeln und Rattern absieht, das das Plastikspielzeug hervorbringt.

Doch es wird alles besser. In der Halbzeitpause bringe ich Franziska in Lukas' Bett und montiere kurzerhand die Stäbe des Gitters wieder, die Kathrin für ihren Dreijährigen entfernt hatte. Franziska ist empört, aber da ich davon ausgehe, dass sie genau weiß, wo ich bin, sage ich ihr Gute Nacht, singe noch ein hastiges »Der Mond ist aufgegangen« und schließe dann die Kinderzimmertür.

Im Wohnzimmer hat die zweite Halbzeit begonnen. Es steht immer noch 0:0. Und da es nun richtig spannend wird, stellen wir den Ton so laut, dass nur ich das entfernte Wutgeschrei meiner Tochter hören kann. Nach genau drei Spielminuten ist es vorbei und sie schläft.

Auch durch unser Jubelgebrüll beim 1:0 durch Mesut Özil wird keines der Kinder wach, und ich beginne, mich etwas zu entspannen. »Ein halbes Bier kannst du doch trinken«, sagt Kathrin und schenkt mir Augustiner in ein Wasserglas ein. Ich denke kurz daran, dass mein Abendessen nicht gerade üppig war, trinke das Bier aber trotzdem. Aus dem halben Bier wird ein ganzes, und ich bilde mir ein, den Alkohol ein klein wenig zu spüren. Mist. Klar darf ich noch fahren und habe sicher keine 0,5 Promille, aber ich habe Franziska dabei und hatte mir eigentlich geschworen, keinen Tropfen Alkohol zu mir zu nehmen, wenn sie mit im Auto sitzt.

Aber irgendwie muss ich ja nach Hause kommen. Eine halbe Stunde später ist Deutschland im Achtelfinale und ich gehe mit der schlafenden Franziska auf dem Arm zu meinem Auto. Als ich an meinem silbernen Golf ange-

kommen bin, beuge ich die Knie, ohne das Kind loszulassen und bugsiere den Schlüssel ins Schlüsselloch. Er gleitet widerstandslos hinein, aber er lässt sich nicht drehen. Ich ruckle ein wenig, nicht zu fest, denn ein abgebrochener Schlüssel würde die an sich schon blöde Situation noch wesentlich verschlimmern. Ich gehe um den Wagen herum und versuche es an der Fahrertür. Gleiches Phänomen.

»Deutschlaaaaaand, Deutschlaaaaaand!« Ein paar grölende, glückliche Public Viewer gehen an mir vorbei, und ich werfe ihnen einen bösen Blick zu. Nein, das an meiner Schulter ist kein blauweiß gestreifter Sack, das ist ein schlafendes Kind!

»Schau ned so bes, is doch suppa, g'wunna hamma!«, ruft einer der jungen Männer und drischt mir freundlich auf die Schulter. Zum Glück auf die, an der kein Kleinkindkopf liegt.

Was soll ich jetzt tun? Den ADAC rufen? Oder den Schlüsseldienst? Oder zurück zu Kathrin, dort übernachten und morgen weitersehen? Ich angle erst mal unter Schwierigkeiten mein iPhone aus der Tasche und rufe Jan an. Nach dem achten Klingeln geht er endlich ran.

»Olé oléeeee, Achtelfinale, olé!«, brüllt es aus dem Lautsprecher, und den Hintergrundgeräuschen nach zu urteilen, befindet sich mein Freund noch im Saal des Taxisgartens.

»Mein Autoschlüssel klemmt!«, sage ich leise ins Telefon.

»Waaaaaas? Ich kann dich nicht verstehen, du musst lauter reden!«

»Ich kann nicht so schreien, Franziska schläft auf meinem Arm«, sage ich ein My lauter.

»Was ist los? Du, wir sehen uns später, die Jungs kommen eh noch mit zu uns, auf ein Bier am Balkon, bis gleich! Olé olé!«

»Jan, warte, mein Autoschlüssel ...« Das Telefon leuchtet auf. »Verbindung beendet«. Ich kann's nicht fassen.

»Brauchen Sie Hilfe?«, spricht mich da eine sympathisch klingende Stimme an. Ich blicke auf und direkt in die Gesichter von zwei uniformierten Polizisten. Endlich sind die mal da, wenn ich sie brauche, und nicht immer nur, wenn ich im Stau mein »Mobiltelefon aufnehme« und dafür 60 Euro Strafe zahlen muss! Dann fallen mir die zwei halben Bier ein. Also die ganze Halbe. Das Augustiner eben. Mist. Und bevor mir noch eine Antwort eingefallen ist, erblicke ich ein paar Meter hinter den Polizisten einen silbernen Golf. Meinen silbernen Golf, gut zu erkennen an dem großen Firmenlogo, das auf seiner Seite und auf der Motorhaube aufgebracht ist.

»Äh, nein, danke«, stammle ich und bin froh, dass wir nicht direkt unter einer Straßenlaterne stehen, denn sonst hätten die beiden meinen spontanen Schweißausbruch sicher bemerkt. »Ich wollte nur eben meinen Freund anrufen, bevor ich nach Hause fahre, damit er mir schon mal das Garagentor aufmacht«, lüge ich und könnte mich im nächsten Moment dafür ohrfeigen. Wir haben doch gar keine Garage. Wer weiß, ob die Polizei

das nicht schnell rausfinden kann? Wenn es möglich ist, Mörder anhand von Faserspuren an Kleidern zu überführen, könnte das auch möglich sein.

»Na dann, gute Fahrt und wecken's das Murkelchen nicht auf«, meint der zweite Polizist freundlich, und ich bin froh, dass er nichts à la »Kleinkinder gehören um diese Zeit ins Bett« sagt. Offensichtlich selbst ein Familienvater oder ein Fußballfan oder beides.

»Danke«, sage ich, trete an den Männern vorbei und gehe zum zweiten silbernen Golf auf dieser Straßenseite. Diesmal passt der Schlüssel. Auf der Dachauer Straße schalte ich das Radio ein und versuche, mich noch mal so richtig über den Einzug ins Achtelfinale zu freuen. Gar nicht so einfach. Es ist ein Kreuz mit diesen Fußball-Weltmeisterschaften. Monatelang freue ich mich auf sie, und wenn es dann losgeht, bin ich eigentlich nur noch nervös. Die Vorrunde geht ja noch, aber jetzt, in der Runde der letzten 16, wird es richtig anstrengend. Achtelfinale gegen England! Ist das zu meistern? Und selbst wenn – was kommt dann? Viertelfinale gegen Argentinien? Ist es eine Blamage, gegen England auszuschneiden? Oder im Viertelfinale? Und wenn man gewinnt, ist auch nur der Tag des Sieges schön. Ab dem nächsten Tag beginnt der Countdown zum nächsten Spiel und damit wieder meine Nervosität.

Auf Radio Gong sehen sie das anders, da herrscht eitel Sonnenschein, und man stimmt sich darauf ein, die Engländer nach Hause zu schicken. Als sie den Song »Pokal Again« spielen, auf die Melodie von Howard Carpendales »Hello Again«, drehe ich lauter und singe

mit. Hey, was soll's? Wir sind weiter, es ist Sommer, England hat bei großen Turnieren noch nie einen Blumentopf gewonnen, und überhaupt, diese Momente, in denen ich mal alleine im Auto sitze und Zeit für mich habe, sind sowieso so selten ...

Als ich in die Ysenburgstraße einbiege, sehe ich sofort, dass etwas nicht stimmt. Direkt gegenüber dem Ysenegger, der Kneipe, über der wir wohnen, sind drei Parkplätze frei. Drei. Hintereinander. An einem Abend unter der Woche. Als ich näherkomme, entdecke ich auch, warum: Da stehen Halteverbotsschilder. Auf dem eckigen weißen Schild steht gekritzelt: 24. 06. 10, 6–18 Uhr wg. Umzug. Der 24. ist erst morgen, denke ich erfreut und will dort parken, dann sehe ich die Uhrzeit. Ich müsste morgen um halb sechs aufstehen, um mein Auto wegzufahren. Und um halb sechs Uhr früh gibt es hier noch weniger Parkplätze als jetzt am späten Abend. Seufzend gebe ich Gas und mache mich auf die Suche nach einer Lücke für meinen Golf. Zum Glück finde ich gleich um die Ecke in der Frundsbergstraße eine, und zum Glück ist sie so kurz, dass ich rückwärts einparken muss. Denn sonst hätte ich vielleicht glatt mein Kind übersehen, das immer noch und trotz »Pokal Again« friedlich in seinem geringelten Schlafanzug im Kindersitz liegt und die Kopfstütze nassgeschwitzt hat. Rabenmutter. Wann mir das wohl aufgefallen wäre? Oben in der Wohnung, wenn ich am Kinderzimmer vorbeigegangen wäre und es leer vorgefunden hätte? Oder erst am nächsten Morgen, wenn ich verschlafen hätte, weil ich seit zwei Jahren keinen Wecker mehr stelle? Voller

Schuldbewusstsein betrachte ich das kleine, pausbäckige Wesen, das im Schlaf wieder aussieht wie ein Baby. Die Lippen sind leicht geschürzt, die Backen sind rot und die blonden Locken kringeln sich durch die Feuchtigkeit noch ein wenig wilder als sonst. Das, was jetzt kommt, wird weniger engelsgleich anmuten. Es ist kein Spaß, um kurz vor Mitternacht ein laut schreiendes und wütend um sich tretendes Kleinkind durch die Gegend zu tragen. Und Franziska hasst es, geweckt zu werden. Ich stelle den Motor ab, nehme meine Tasche, steige aus dem Auto aus und hole tief Luft, bevor ich die hintere Tür öffne und vorsichtig den Gurt des Kindersitzes löse. Franziska seufzt einmal tief im Schlaf auf und dreht das Gesicht auf die andere Seite. Nass kleben die verschwitzten Locken an ihrem Kopf. »Schlaf weiter, kleine Maus, alles ist gut, gleich liegst du in deinem Bett«, flüstere ich, während ich sie aus dem Auto hebe, wohl wissend, dass ich ebenso gut »Pokal Again« singen könnte, weil es eh nichts helfen wird. Doch zu meiner Verwunderung vergräbt Franziska ihren Kopf an meinem Hals und schläft einfach weiter. Auch, als ich die Autotür viel zu schwungvoll mit dem Fuß zuschlage, was wie ein Schuss klingt. Auch, als ich am Edward's vorbeigehe, der Eckkneipe am Anfang der Ysenburgstraße, wo der Fernseher noch läuft und die Menschen noch jubeln und grölen, und auch, als ich unsere Wohnung betrete und dort eine Gruppe von ange-trunkenen Männern vorfinde, die Jans Freunde sind und sich gerade noch einmal die Highlights oder, besser gesagt, das Highlight des Spiels ansehen. Ich lege Franziska vorsichtig in ihr Bett, wo sie sofort ihre froschartige Schlafhaltung einnimmt, kippe das Fenster,

schalte das Barbapapa-Nachtlicht ein und gehe zu Jan, Markus, Bernd und Thomas ins Wohnzimmer, um doch noch ein bisschen den Sieg zu feiern, bevor die Angst vor England beginnt.

DONNERSTAG, 24. JUNI 2010.

AM FENSTER.

Eine dicke Fliege surrt um meinen Kopf herum. Oder ist es eine Hummel? Das Brummen schwillt an und ab. Brumm-brumm-brummmmmmm-brumm-brumm. Es macht mich wahnsinnig. Ich muss sie erwischen, erschlagen, verjagen, egal – Hauptsache, sie hört mit diesem unglaublich nervigen, untertourigen Dröhnen auf, das meinen ganzen Körper besetzt und meine Schädeldecke vibrieren lässt. Der Hummelschwarm versetzt das ganze Haus in Schwingung, und auf dem weißen Hartplastikwürfel neben meinem Bett, der mir als Leselicht und Nachttisch dient, tanzt eine schwarze Haarspange, die ich gestern Abend dort hingelegt habe, auf dem Rücken im Kreis und scheppert dabei leise. »Geht weg!«, schreie ich und schlage nach den Viechern, erwische aber nur Luft und schlage noch einmal um mich. Diesmal treffe ich Jan.

»Aua! Spinnst du?!« Ich öffne die Augen und sehe meinen zerknautschten Freund, der sich das Kinn hält.
»Warum haust du mich?«

»Die Hummeln«, lalle ich schlaftrunken, »die sollen aufhören!«

»Hummeln??«

Er hat recht. Da sind keine Hummeln und auch keine Fliegen. Aber das Brummen ist noch da, durchdringend und tief und ungeheuer nervtötend. Ich blicke nach rechts und sehe meine Haarspange herumhüpfen.

»Was ist denn das für ein Lärm um ...«, ich werfe

einen Blick auf den Radiowecker, »fünf nach sechs? Geht's noch? Reißen die das Haus ab, und wenn, hätten wir da nicht vorher einen Brief bekommen müssen?«

Seufzend richtet Jan sich auf und stellt seine Beine auf den Dielenboden, der leise knarzt, als er aufsteht und zum Fenster schlurft.

»Da unten rangiert gerade ein LKW, das ist alles«, verkündet er dann. »Ich geh duschen. Jetzt bin ich eh wach.«

Ich überhöre den unterschwelligen Vorwurf in seiner Stimme und schaue ebenfalls aus dem Fenster. Drei Stockwerke weiter unten steht tatsächlich ein riesiger Lastwagen schräg in der engen, zugeparkten, kopfsteingepflasterten Ysenburgstraße und versucht, rückwärts in die Lücke zu setzen, die ich gestern Abend irrtümlich zunächst für freie Parkplätze hielt. AAA-Umzüge steht auf der weißen Plane, und ich denke mir, dass sich da jemand wohl für besonders clever hielt und im Branchenbuch bei den Umzugsunternehmen immer ganz vorne stehen wollte. Der Firmeninhaber war sich aber auch nicht zu schade, diese leicht zu durchschauende Taktik mit einem flotten, erklärenden Slogan zu verschleiern. AAA-Umzüge – Alles Anstaendig Abgewickelt. Aussch. Ist der Folienbeschrifteter, der kein ä mehr vorrätig hatte, der Bruder des Umzugsunternehmers oder verbietet es der gute Ton, einen Kunden auf Grammatikfehler hinzuweisen?

»Jetzt sei doch nicht so giftig, Spatz«, sagt Jan mit etwas wacherer, sanfter Stimme und umarmt mich von hinten. Mir war gar nicht bewusst, dass ich laut gedacht hatte.

»Du bist ja ganz nass!«

»Ich komm ja auch aus der Dusche«, sagt Jan und drückt seinen Körper etwas fester an mich, während seine Hände meinen Busen durch mein Nachthemd streicheln, »und ich habe gar nichts an«, raunt er, dabei leicht mit den Hüften wackelnd. Ich muss lachen, merke aber gleichzeitig, dass ich mir wünsche, Jans Hände würden zu meinen Oberschenkeln wandern, von dort aus unter mein Nachthemd und auf meiner nackten Haut wieder weiter nach oben.

»Mmmmh ...« mache ich deswegen, spanne meinen Körper etwas an und drücke meinen Po leicht in Jans Schoß, um ihm mein Begehren klar zu machen. Er versteht sofort. Langsam fahren seine Hände über meine Brüste und meinen Bauch nach unten, bis sie an meinen Beinen den Saum des Nachthemds finden. Ich halte die Luft an, als Jan es hochschiebt und dabei meine nackte Haut streichelt. Als er mich dabei wie zufällig zwischen den Beinen berührt, zucke ich zusammen und will mich umdrehen, ihn küssen und mit ihm zusammen zurück ins Bett taumeln. Das haben wir schon länger nicht mehr gemacht, morgens früh an einem ordinären Donnerstag! Doch Jan hält mich fest und flüstert »Bleib da stehen, ich will dich jetzt und hier!« Und ehe ich noch lange überlegen kann, spüre ich seine Finger bereits in mir und merke sogleich, dass ich mehr als bereit für ihn bin. Er schiebt sein Knie zwischen meine, ich stütze mich auf dem Fensterbrett ab, und während der Umzugs-LKW unten endlich fertig eingeparkt hat und seinen dröhnenden Dieselmotor ausstellt, ist Jan schon tief in mich geglitten und mein Atem lässt die Fensterscheibe, an der ich stehe, beschlagen.

Durch diesen Nebel sehe ich, wie sich die Türen des LKW öffnen und zwei Personen aussteigen – eine rot haarige, zierliche Frau auf der Beifahrerseite und auf der Fahrerseite ein Mann, der eine khakifarbene Baseballkappe trägt, sich die Ärmel seines karierten Hemdes hochkrepelt und zum Heck des Lastwagens geht, um die Rampe herunterzulassen. Doch bevor ich mir noch Gedanken machen kann, welche Wohnung gegenüber wohl frei geworden ist, wird meine volle Aufmerksamkeit von meinem Körper gefordert, der überraschenderweise trotz ultrakurzen Vorspiels ziemlich zielstrebig auf einen Höhepunkt zusteuert und ihn noch vor Jan erreicht.

So eine schnelle, lustvolle Nummer am frühen Morgen wirkt Wunder für den ganzen Tag. Milde lächelnd lasse ich Franziskas Wutanfall über mich ergehen, als sie es wieder mal nicht schafft, sich die Schuhe ganz alleine anzuziehen, und als uns am Westfriedhof die Trambahn direkt vor der Nase wegfährt, freue ich mich, dass ich auf diese Weise vier Minuten länger Zeit habe, an den Quickie zurückzudenken. Jedes Mal, wenn ich das tue, krampft sich mein Unterleib auf angenehme Art zusammen und ich fühle ein Kribbeln im Magen. Schon seltsam, das Leben. Da habe ich gestern noch an Paul und den unvergleichlichen Sex mit ihm gedacht. Seit Ich-weiß-nicht-wie-langer-Zeit habe ich überhaupt Paul und Sex innerhalb eines Gedankens zusammengebracht. Und dann so etwas, mit dem eigenen Freund, in der eigenen Wohnung, um sechs Uhr früh, während das gemeinsame Kind eine Wand weiter noch schläft und

träumt. Ich grinse. Das Leben ist schön. Mit Jan und Franziska. Und ohne Paul. Und obwohl ich das gerade denke, »ohne Paul«, und damit natürlich irgendwie im Kopf habe, ist er ganz weit weg. Eine ferne Erinnerung, fast wie aus einem früheren Leben. Nicht mal sein Gesicht kann ich mir mehr detailliert vorstellen, und dabei dachte ich doch damals, Pauls Züge hätten sich für immer in mein Gedächtnis gebrannt.

Wie man sich täuschen kann.